

Es kommen süße, flüchtige Minuten,
Wo jeder Herzschlag mir glückselig hebt,
Wo Schmerzen fliehen, die mich sonst
durchdringen.

Es kommen dunkle, fürchterliche Stunden,
Wo meine Seele tief umdüstert ist,
Und wo aus alten, längstvernarbten Wunden
Ein Strom von Herzblut und von Thränen fließt.

Wie kommen solche Stimmungen gezogen,
Daß wir bald elend sind und bald entzückt?
Ich fürchte euch, ihr ungestümen Vögel,
Weil euch die Seele machtlos unterliegt!

Das verhinderte Duell.

Erzählung von Karl v. Roden.

„Und jetzt, wo Mutter draußen ist,
könne wir ... Was, Du bist auch
schläfrig, und möchtest Dich legen
gehen? Ja, das tannst Du gerne thun,
mein Junge, aber erst wollen wir über
die Sache reden, die Du morgen vor-
hast. Was? Du hast nichts vor? Du
begriffst nicht, was ich meine? hm.
Du denkst vielleicht nicht daran, Dich
mit Gattichof zu schießen? Nein? Nun,
so lange ich's noch verhindern kann,
soll es auch nicht geschehen. Nein, nein,
verlaß Dich drauf. Und wegen eines
Ballwetts, nicht wahr? Wegen
Anna Selevna. Das ist der Wille
werth! Man schießt sich mit seinem
besten Freunde, weil ... Na ja, weil die
Liebe stärker als die Freundschaft ist.
Und das nennt Du Liebe! Und es ist
gerade so, wie's Freundschaft sein
kann, wenn man auf den, den man
Freund nennt, kaltblütig die Waffe
richtet. Was aber das heißt, das weißt
Du nicht, und ich ... ich würde die
zweihundert Jahre meines Lebens
drum geben, wenn ich auch es nicht
würde.“

Komm', gieb mir mal das Kistchen
da runter; so, da ist der Schlüssel.
Nach's auf; Deine Finger sind noch
nicht so steif als die meinen. Was liegt
darin? Briefe ... Nein, Du brauchst
nicht zu lächeln; es sind keine Liebes-
briefe. Die hab' ich alle verbrannt, eh'
Du auf die Welt kamst. Du siehst, es
ist 'ne Männerhand, die sie geschrieben.
Und was ist das? Ein Taschentuch.
Sehr gelb, nicht wahr? Und es ist auch
kein Wunder, es liegt seit zweiund-
zweiundzwanzig Jahren schon hier drin,
und zweiundzwanzig Jahre sind für ein
Taschentuch sehr viel. W. W. ist es
gezeichnet und wie sind die Briefe
unterschrieben, die Du in der Hand
hältst? Vasilj Varesin ist auch das Tuch
hier und Vasilj Varesin war der beste
Freund, den ich gehabt habe.

Wir waren Freunde von Kindes-
beinen an, denn die kleinen Mädchen
unserer Eltern grenzten aneinander.
Als Vasilj zwölf Jahre alt war, ver-
kauften seine Eltern ihr Gut und zogen
nach der Stadt. Andere Kinder ver-
gessen unter solchen Umständen ihre
Spielkameraden meist, ich aber hing zu
sehr an ihm und Vasilj Varesin war
auch nicht so wie andere Kinder. Er
schrieb mir viel und oft, und seine
Briefe waren mein kostbarster Schatz.
Ich hatte ja sonst Niemanden als ihn,
meinen Freund. Keine Brüder, keine
Schwestern, die Mutter todt und mein
Vater, der wollte nicht viel von mir
wissen, weil ich schwächlich war und
nicht so toll mit ihm durch die Steppen
reiten konnte wie er wollte. Vasilj war
somit der Einzige, der sich im Grunde
um mich kümmerte und ich glaube, daß
er es war, der mir die Kraft gab, die
schrecklichen, einsamen Jahre zu über-
leben, die ich mit meinem Vater auf
Ostrogda verlebte. Aber auch das Leben
sollte ein Ende nehmen. So wurde et-
was tront und mein Vater, der un-
ruhig wurde, ließ mich nach Petersburg
bringen, um einen berühmten Arzt zu
consultiren.

Schlafzig? Nein, schlafzig braucht
Du nicht zu werden. Du wirst gleich
sehen, warum ich Dir die Geschichte
erzähle.

In Petersburg suchte ich natürlich
sofort Varesins auf und fand Vasilj in
gar nichts verändert. Ich erholte mich
schnell. Aber ich glaube, es war weniger
die Kunst des Arztes, als die neue
Umgebung, das Leben, das ich durch
Vasilj kennen lernte, die sonnigen
Lichtseiten, die das Leben uns bietet.
Und so ging die Zeit in Glück und
Freude dahin, bis — die Sophia Petro-
vskaja nach Petersburg kam. Sie
war der „Star“ jenes Jahres. Sie
nahm Petersburg im Sturm gefangen.
Sie war aber auch das schönste Weib-
chen, das ich in meinem ganzen Leben
gesehen. Man erzählte sich, daß sogar
der Zar wahnsinnig in sie verliebt sei,
und wir glaubten es, denn wir waren
es Alle. Auch ich, auch Vasilj. Natürlich
lag ihr an uns nicht fonderlich viel.
Wir konnten ja an Reichthum mit den
Anderen nicht wetteifern, und bei sol-
chen Weibern — nein, bitte, unterbrich
mich nicht — kommt es nur auf Geld

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 18 Oct. 1901.

Jahrgang 22 No. 7.

und Diamanten und Toiletten an.
Aber auch an den übrigen Andern lag
ihm nichts und als sich einer erhob,
lachte sie und sagte: „er macht Platz
für die Andern“. Ja, ja, mein Junge,
so sind sie. Aber Vasilj war jung und
froh und sie amüsierte sich mit ihm und
ich war toll in sie verliebt und sie machte
sich lustig über ihn. Und einer, der
unserer — meine und Vasilj's Freundschaft
kannte, — wetteite mit ihr, daß
selbst die Liebe zu ihr unsere Freundschaft
niemals erschüttern könne.

„Wirklich?“ fragte sie, „und was
soll die Wette gelten?“ — „Eine Dia-
mantenriviere.“ — „Gut.“ Und der
Handel war geschlossen. Vor Allem ver-
suchte sie Vasilj auf mich eifersüchtig zu
machen. Es gelang ihr nicht. Da ver-
änderte sie ihre Taktik. Sie that mir
gegenüber so, als ob sie mich wirklich
liebe. Sie ließ sich überall mit mir
sehen, im Schlitten, im Ballsaal, über-
all. Und plötzlich ließ sie mich stehen
und begann dasselbe Spiel mit Vasilj.
Erst begriff ich es gar nicht und suchte
sie auf. Aber ich ward nicht vorgelassen
und dann ... fuhr sie mit Vasilj
in ihrem Schlitten vorbei. Und so
ging es weiter, und ich war in Peters-
burg unglücklich, einsamer und verlassener,
als ich es in Ostrogda jemals ge-
wesen. Und die guten Freunde bemitlei-
deten mich spöttisch und sprachen
über Vasilj und Sophia Petrovskaja
und zuckten die Achseln und deuteten
an und — machten mich rasend. Und
ich ging zu ihm und machte ihm eine
Scene. Ich nannte ihn einen Lügner,
einen Betrüger, einen Heuchler, einen
ehelosen Schuft. Er drehte sich um,
„Ich lasse Dich allein.“ sagte er, „bis
Du ruhiger bist. Dann können wir
sprechen.“ Und er wollte gehen. Ich
aber packte ihn und hielt ihn zurück.
„Schnitt!“ schrie ich, „Du wirst mir
Redenshaft geben!“ Er aber sah mich
von oben bis unten an, machte einen
Schritt auf mich zu und hielt dann
inne. „Nein.“ sagte er und drehte mir
wieder den Rücken, um das Zimmer zu
verlassen. Da packte mich vollends die
Wuth. „Freiung!“ schrie ich und
stürzte auf ihn zu, und ehe er sich um-
wandte, schlug ich ihm mit der Faust
in's Gesicht. Er wurde todtbleich.

Mit fester Hand packte er mich, wie mit
eisernem Griff, mich umschlingend, und
die Thüre öffnend, setzte er mich hin-
aus. Ich stand da wie ein Wahnsinniger,
wie ein Verbrecher, der sich seiner
Missethat jetzt erst bewußt wird, und
schlich hinab. Ich ging nach einem
Hotel und schrieb ihm einen Brief, daß
seine Sekundanten mich da und da fin-
den könnten. Ich selbst suchte zwei
Freunde, die in der Sache für mich
handeln sollten, denn ich glaubte natü-
rlich bestimmt, er würde mich for-
dern. Allein ich wartete vergebens.
Ich wartete zwei volle Tage. Und die
angewigten, um mich wieder in wahn-
sinnige Wuth zu versetzen und mir meine
Handlungsweise als die einzig richtige
erscheinen zu lassen. Denn ein Freig-
ling war er, das war jetzt doch erwie-
sen, und — zu Sophia Petrovskaja ging
er noch immer, der Schurke.

Ich ging also nach meinem Club, dem
Cercle de Paris. Es war Abends. Er
sah da und spielte Karten. Ich ging
auf ihn zu und fragte ihn, ob er ge-
sonnen sei, für den Schlag Genugthu-
ng zu fordern, den ich ihm gegeben.

Er sah mich groß an. „Schlag?“
fragte er. „Ich weiß von keinem Schlag,
den Du mir gegeben. Und da verzerre
sich mein Gesicht und „so?“ schrie ich,
„nun, dann ist hier noch einer“ und
schlug ihn wieder auf die Wangen.

Jetzt blieb ihm natürlich nichts
übrig. Er forderte mich. Die Bedingungen
waren die schwersten. Eine Pistole
wurde scharf, eine blind geladen. Das
Loos entschied und schießen sollten wir
über das Schnupstuch.

Mir war alles Recht. Daß er, der in
Allem Glück hatte, es auch diesmal
haben würde, das wußte ich und es war
mir klar: er würde mich niederschleßen.
Aber was lag daran. Was lag mir
noch am Leben! Nicht so viel! Am
frühen Morgen trafen wir uns auf
dem Terrain. Vasilj war mit seinem
Sekundanten schon da, als ich ankam.
Den Versuch der Versöhnung wies ich
zurück. Ich wollte sterben. Die Pistolen
wurden geladen. Vasilj gab seinem
Sekundanten ein Taschentuch, das selbe,
das hier liegt und über das wir schos-
sen. Zwei Sekundanten hielten das
Taschentuch an seinen Rippen und bil-
deten so eine Barriere damit zwischen
mir und Vasilj.

„Seid Ihr bereit?“
„Ja.“
Ich stieß das „ja“ heiser hervor. Vasilj
sagte es klar und ruhig.

Auf „nein“ sollten wir schießen. Eine
Ewigkeit schien's. Eins ... zwei ...
drei. — Endlich auf neun hob ich die
Waffe und legte den Finger an den
Drücker.

„Zehn“ und im selben Augenblick ein
Knall. Vasilj war gestürzt. Die Sek-
undanten waren um ihn beschäftigt.
Der Arzt kniete vor ihm hin und unter-
suchte die Wunde und schüttelte den
Kopf. Ich stand da in wahnwinniger,
fassungsloser, entsetzlicher Angst. „Vasilj“,
schrie ich. Und ich stürzte zu ihm hin
und ergriff seine Hand und dachte
an nichts mehr, nicht an Sophia Petro-
vskaja, an nichts, nur an ihn, an
meinen Freund, den ich erschossen. Und
„Vasilj!“ schrie ich aufs Neue und da
schlug er die Augen auf und lächelte
mir zu und drückte mir die Hand und
war todt. Er, mein bester, liebster,
einziger Freund.

Gieb mir das Taschentuch her, mein
Junge. Was? es ist naß und Du hast
geweint. O, dann ist noch nicht Alles
verloren. Dann gehe hin, geh' hin,
mein Sohn, zu Deinem Freunde, und
sage ihm das eine Wort, das Dein —
Stolz Dir bisher verboten, das eine
Wörtchen: „Verzeih“. Geh' ... geh'
... reiche ihm die Hand und Anna
Selevna laß laufen! ...

Die Kerze der Einwohner von Korea
und ihre furiösen Seilmittel.

Wie die Heilkunst in Korea ausgeübt
wird, schildert ein vom russischen
Königlichen Institut herausgegebenes
Buch. Wie viele ihrer Kenntnisse erhielten
die Einwohner Koreas auch die ersten
Lehren in der Medicin von China aus,
übertrafen aber in der Ausübung bald
ihre Vorbilder. Gelehrte Kerze giebt
es eigentlich nur in der Hauptstadt von
Korea, besonders am Hofe des Kaisers.
Um eine verartige Stellung zu erlan-
gen, muß der Koreaner mehrere Jahre
lang in Seoul studirt haben. Ein 19-
bändiges, etwa vor 2000 Jahren ver-
schriebenes Werk bildet die Grundlage
des Studiums. Gewöhnlich beredt sich
der ärztliche Beruf vom Vater auf den
Sohn. In der Provinz wird er aus-
geübt von Leuten, die im Mittelbina
zwischen Arzt und Apotheker sind. Die
Kerzenmittel werden vielfach von dem
Kranken selbst bereitet, nachdem sie die
dazu nöthigen Kräuter und Wurzeln
und die Vorschriften der Zubereitung
vom Arzt erhalten haben. Eigentümlich
erscheint uns der Brauch, daß die
Kerze ein Honorar erst bei der Gene-
hung oder beim Tode des Kranken
erhalten, gleichviel wie lange die Kran-
kheit sich hinzieht.

In der Hauptstadt giebt es auch
weibliche Kerze, da ein Mann niemals
für Untersuchung einer vornehmen
Frau zugelassen wird. Die Hauptfache
bei der Untersuchung ist stets das Füh-
len des Pulses, dessen Schläge wäh-
rend dreier Athembzüge des Kranken
gezählt werden. Ist der Puls geprüft,
so kann sofort das Medicament ver-
schrieben werden. Die Kerzen werden
gewöhnlich zum innern Gebrauch
verordnet, da äußerliche Mittel als
unwirksam gelten. Unter den stärksten
steht die berühmte Ginfengwurzel
oben, die eine hervorragende Hand-
lungsart bildet. Außerdem wird ein
aus dem Geseiß eines jungen Hirsches
bereitetes Pulver so hoch geschätzt, daß
der Glaube besteht, es könne sogar den
Tod um einige Tage aufhalten. Von
der Ginfengwurzel werden verschiedene
Theile gegen verschiedene Krankheiten
gebraucht: das oberste Glied gegen
Augenleiden, das zweite Glied gegen
allgemeine Schwäche, das dritte und
vierte gegen Magenkrankheiten und
Erfaltungen. Europäer, die Versuche
mit dem Ginfengtrank gemacht haben,
haben sich nur ernste Entzündungen
daraus zugezogen.

Das Hirschgeseiß, dem so wunder-
bare Heilkraft zugeschrieben wird, darf
nicht ganz hart gewonnen werden.
Dem Hirsch, von dem es genommen
wird, muß der ganze Kopf abgeschla-
gen werden, der dann in umgekehrter
Stellung zwölf Stunden aufgehoben
wird, damit das Blut sich in's
Geseiß ziehe. Letzteres wird dann
vorsichtig an einem kleinen Feuer ge-
trocknet. Die Kerze bereitet man, in-
dem man etwas von dem Geseiß ab-
schabt und das so gewonnene Pulver
mit verschiedenen Pflanzenjüsten
mischt. Hohen Werth hat auch war-
mes Hirschkblut sowie die Galle und
Leber von Bären. Bedenkliche Folgen
hat mehrfach die Fabel gehabt, daß
auch die Leber eines Anbes einige
Krankheiten heilen könne. Es hat in-
folgedessen ein besonderes Geseiß ge-
gen Ananemord erlassen werden müs-
sen, das das Verbrechen unbedingt
mit dem Tode bestraft. Die niederen
Thiere liefern Kerzen in großer
Zahl, und zwar solche merkwürdiger
Art. Geseißene Bandwürmer werden
gegen Augenentzündung gebraucht,
gepulverte Regenwürmer gegen starkes
Fieber, Gelbfucht, Halsentzündung
und Schlanaenbiss. Aus Blutegeln
wird ein Mittel gegen Verstopfung
bereitet, aus gerösteten oder gelochten
Mistkäfern ein Mittel gegen Erfäl-

tungen, Zahnkrämpfe bei Kindern und
Wahnwitzzustände. Zu ähnlichen
Zwecken dienen Spinnen, Heuschrecken,
Heimchen, Seidentrauben, Aulern,
Schnecken, Krabben, Storpionen u. s.
w. Chirurgie ist ebenso wie in China
fast ganz unbekannt, mit Ausnahme
der Nadelstichbehandlung, die einen
gestörten Blutumlauf wieder in Ord-
nung bringen soll.

Eigenartige Auffassung der Pflicht
britischer Offiziere in Südafrika.

Eigenartige Auffassungen britischer
Offiziere über Pflichttreue, Dienstfeier
und Disciplin werden nach und nach
bekannt. So kam vor mehreren Mo-
naten bereits der vielgenannte General
Pole-Carew nach Europa zurück. Er
verbeirathete sich, empfang den in Eng-
land so häufig verliehenen Ehrensäbel,
Orden u. s. w. und ließ den Krieg
Krieg und de Wet einen guten Mann
sein. Ein höherer englischer Offizier
schrieb hierüber: „Es ist recht bedauer-
lich, daß Pole-Carew nicht mehr in
Südafrika bleiben wollte, er ist einer
der besten Führer; alles wurde ver-
sucht, ihn zurückzuhalten; aber was
war zu thun? Der Mann hat ein
jährliches Einkommen von zehntausend
Pfund.“ Auf Pole-Carew's Entschlie-
sungen scheinen auch Wünsche oder gar
Befehle seiner Vorgesetzten gar keinen
Einfluß gehabt zu haben, er soll so-
gar, ohne seinen Abschied eigentlich ge-
nommen zu haben, abgereist sein. Von
dem auf gleiche Weise aus Afrika ge-
kehrten Baden-Powell ist zu berichten,
daß er nicht unerhebliche schauspielerische
Talente besitzt; ihm ist der Beis-
fall der Menge Bedürfnis schon längere
Zeit ist bekannt, daß er, als er in
dem genannten Johannesburg beim
Betreten eines Concertsaales mit fren-
deilichem Jubel begrüßt wurde, ohne
weiteres auf die Bühne hinaufstiegt
und ein drohendes Lied unter Mar-
tirkung der Handbegleitung auf seinem
Sohn nie verlassenen Spazierstock zum
Besten gab.

Ist hat man in den größeren Städ-
ten der Apalonomie, des Orange-
freistaates und von Transvaal gehört,
daß Lord Kitchener dieses oder jenes
bessere Hotel in eigener Person re-
vidirte und den daselbst sich zu ihrem
Bergnügen aufhaltenden Offizieren
die Wahl ließ, entweder sogleich zu
ihren sich irgendwo anders aufhalten-
den Regimentern zurückzukehren —
oder nach England heimgeschickt zu
werden. Die Unordnung ging so weit,
daß die Hotelbesitzer schließlich durch
die Ortscommandanten verpflichtet
wurden, jeden Tag Listen der in den
Gasthäusern wohnenden Offiziere ein-
zureichen. Offiziere, welche nun länger
als zwei Tage im Hotel verblieben,
wurden dann förmlich erlucht, einen
triftigen Grund für ihr Verweilen an-
zugeben oder zu ihrem Truppentheile
zurückzukehren. Eine ganz besondere
Abneigung scheint auch Lord Kitchener
gegen Monokles zu hegen. Man er-
zählt: Vor einigen Monaten traf er
einen Offizier auf der Straße, der sich
mit einer solchen Glasbrille im Auge
für noch verblödet hielt. Er fragte
ihn, ob er das Monocle noch sehen
durehaus benötigte. Die Antwort lau-
tete bejahend, worauf Lord Kitchener
erwiderte: „Das thut mir leid; Offi-
ziere mit solchen schwachen Augen
kann ich nicht in Afrika gebrauchen.
Melten Sie sich noch heute bei meinem
Adjutanten zur Empfangnahme Ihres
Reisepasses nach England.“

Ein merkwürdiges literarisches Ereigniß
in Paris.

Ein merkwürdiges literarisches
Ereigniß hat sich in den letzten Wochen
in Paris vollzogen. Der Erfolg des
Sientewitschen Romans „Duo Badi-
s“ hatte bekanntlich in den Kreisen
der Nationalisten große Erbitterung
herbeigeführt. Daß nach Jbsen,
Björnson, Dostojewsch, Hauptmann,
d'Annunzio, wiederum ein Ausländer,
ein „Barbar“ in Frankreich triumphiere,
daß ein fremdsprachiger Roman über
zweihundert Auflagen erlobe, konnte
nicht ruhig hingenommen werden. Ein
literarischer Nationalist, Montforts,
beischloß, „Duo Badi-“ ein nationales
Meisterwerk entgegenzustellen. „Ihr
benudert („Duo Badi-“) — donnerte
er in einem Artikel — und vergeßet
ganz, daß Ihr in Lombards „Byzance“
ein unergleichlich höheres Kunstwerk
besitzt.“ Lombard? Man staunte. Wer
ist Lombard? Niemand kannte den
Namen. Leb' der Mann? Es stellte sich
heraus, daß er vor mehreren Jahren
gestorben sei. Um so besser — dann
schadet es nichts, wenn man seinen
Ruhm ausposaunt. Doch was ist's
mit dem „Byzance“? Kein Mensch
wußte darauf zu antworten, Niemand
hatte es gelesen. Man mußte also auf
Treu und Glauben wiederholen, daß
es ein Meisterwerk sei. Eine gewisse

Presse machte es bald zum Dogma, daß
„Duo Badi-“ vielleicht für die Menge
gut sei, „Byzance“ aber das Regal der
feineren Geister bilde. Seiner Un-
wissenheit sich schämend, ging nun
mancher in die Buchhandlung: „Ich
bitte um Lombards Byzance.“ Die
Commiss öffnete weit die Augen.
„Wir kennen das Buch nicht.“ —
„Was? Ihr kennt das Meisterwerk der
französischen Litteratur nicht? Les
sanspatriés!“

Der Verleger Ollendorf merkte, daß
hier ein gutes Geschäft zu machen sei.
Er ließ bei den Antiquaren am Quai
ein altes Exemplar von „Byzance“ auf-
treiben und gab das Buch mit schönen
Illustrationen von Verour neu her-
aus. Bald erfuhren die bedrängten
Buchhändler, daß „Byzance“ endlich zu
haben sei, und in wenigen Wochen wa-
ren 40 Auflagen verkauft. Unter den
Hunderttausenden, die nun das Buch
lasen, fanden sich aber auch kritische
Geister, und für diese war es klar, daß
man die Leichtgläubigkeit des Publi-
kums mißbraucht. Furchtsame Stim-
men wurden laut, daß „Byzance“ nichts
als verworrenes, unverdauliches Zeug
enthalte, und daß sein Roman mit
Recht der Vergessenheit anheimgefallen
sei. Endlich erhob sich auch in der
Presse ein energischer Widerspruch,
und Claveau ärgerte nicht, den ganzen
Byzance = Rummel im Figaro als „Ju-
miferie“ zu bezeichnen. Damit fand
das „sensationelle literarische Ereigniß“
welches an Andersens Märchen
„Des Königs neue Kleider“ erinnert,
seinen Abschluß. Eine gute Seite aber
hatte die Wiedererweckung von „By-
zance“ doch gehabt. Der Witwe und
dem Bruder Lombards, welche in
brüderlicher Armuth lebten, fielen plöz-
lich gegen 15,000 Francs in den Schooß.

Verstorbene geflügelte Personennamen
im Gebrauch des Volksmundes.

Namentlich bei den geflügelten
Personennamen spielen Wahrheit und
Dichtung in stärkstem Maße ineinan-
der; daher weichen hierin auch die ein-
zelnen Nationen nach ihren verschiede-
nen Litteraturen ab und gilt bei den
einen ein Name für typisch, den die
anderen kaum kennen. Gemein sind
uns die aus der griechischen Mytholo-
gie und der älteren Geschichte flammen-
den Gestalten, eben aus dem Boden
unserer humanistischen Bildung. Um
am weitesten zurückzugreifen steht
„Eos“ als die Neugierige da. Die
„göttlichen Jünglinge“, die „Dios-
kuren“ Kastor und Polydeukes sind
uns das Sinnbild wunderbaren Zu-
sammenlebens und Schaffens von
Männern, wie Goethes und Schillers,
doch fehlt ihnen das sinnliche Liebes-
element von David und Jonathan,
von Drestes und Phylades. „Faust“
gilt für einen Menschen, dessen Wesen
in größtem Forschungsdrange auf-
geht; aber der Goethesche Faust ist
das nur in seiner Jugend gewesen.
Sollte das zeigen, daß der „Faust“
nicht über die ersten Scenen hinaus
wirklich getannt und empfunden
wird? Denn „Faust“ ist die ideale
Propaganda der „Ihat“! Und darin
ist er ein Gegenstück zu „Hamlet“, dem
Unthätigen, den die Welt des Gesche-
hens mit Leid erfüllen muß. Von dichterischen
Gestalten sei noch Moliere's
„Harpagon“ genannt, der Geizhals,
für den in Rusland „Blutschin“ aus
Gogols „Todten Seelen“ steht und
als sein Gegenbild „Simon“ von
Alben, der Menschenhaffer, der sich
Menschenhaff aus der Hülle der Liebe
trant. Und König „Leor!“ Halb
phantastisch und ganz unbewiesen,
aber dem schmelzerischen Orient gegen-
über dem hellenischen Maßideal dar-
stellend, ist uns „Sardanapal“ über-
kommen; der patriotische Sinn wird
immer in „Leonidas“ seinen Heiligen
verehren. Eine lebensheiter große
Dame der Halbwelt heißt uns
„Byrnie“, ihr gegenüber steht „Dioge-
nes“, als Mensch, dessen übertriebene
Genügsamkeit alles verachtet. Und
einer, dessen Ehrgeiz, dessen Ruhm-
sucht auch vor dem Neupferen nicht
zurückweicht, vor dem Verbrechen ger-
hen Stills, ist ein „Herotrat“. Der
ziellose „aristophanische Witz“ ist
ebenfalls sprichwörtlich, wie die „ana-
kronistische“ sinnliche Heiterkeit, wie
der „epitaphische“ weise Lebensgenuß.
Aber ihnen leuchtet gemeinsam das
blaue irdische Firmament der „diony-
sischen“ Freude. Der erste der „Cä-
saren“ wußte, daß man nach ihm die
gewaltigen Herrscher nennen würde;
er ahnte aber nichts von seinem rück-
sichtslosen Namensvetter, dem „Bo-
gia“. Daß der gelehrte Kurfürst Jo-
hann von Brandenburg sich nach ihm
nannte, hätte „Cicero“ geschmeichelt,
aber wenig Freunde hätte es ihm ge-
macht, den notzenteichen Ciceroe
bildungsdrücker Reisender zu ma-
chen. Die strenge Römerthugend ist
in „Cato“ der Ewigkeit gefestigt. Aus

geworde
auch „Broagalis“
„Kürschner“ geflügelt sein. u.

„Bade mit Luft“, in einer Berliner Ge-
richtsverhandlung.

Wegen Beleidigung und Körperver-
letzung mußte der Arbeiter Gustav
Quanz sich in Berlin vor dem Richter
verantworten. Er hat der Frau seines
Freundes zwei Vorderzähne eingeschla-
gen, als dieselbe in berechtigter Sorge
um ihren kranken Mann dem Quanz
das Verweilen in ihrer Wohnung ver-
boten hatte.

Richter: Sie sind als gewaltthätiger
Mensch dem Gerichte schon lange be-
kannt, wie Ihre Vorstrafen beweisen.
Was hatten Sie überhaupt in einer
fremden Wohnung zu schaffen.

Angell.: Hoher Herr Gerichtshof,
die reene Nechstenliebe ist es gewesen um
mein Drang, mein leidenden Freund
Ede von seine Schwäche zu kurriren.
Un wenn die ein Verbrechen ist, denn
mechte id am liebsten nicht mehr uff die
undankbare Welt sind, denn könn' Se
mir leicht töppen.

Richter: Verhoren Sie uns mit
Albernheiten, das kann ich Ihnen nur
rathen. Haben Sie die Frau geschla-
gen?

Angell.: Ne, bloß rauschschmeißen
wollt se mir.

Richter: Weshalb?

Angell.: Ich mechte jerne verbesse-
ren, un da will id nu mit jedidje Er-
laubniß von ganz von vorne anfangen.
Id lasche fo in de Invaliden rum, in
de Fezend von Sletliner Bahnhof, da
seh id mit einmal mein Freund Ede
antomm. Wenn id sage „antomm“,
miffen Se sich etwa denken, det er
richtig ansehlidert tam, i Zott be-
wahre, man jetrochen is er. Mit seine
Latschbeene, die er nicht heben tonnte,
rutschte er man immer det Trittoar
lang un von eene Laterne zu de andre
brauchte er jut un jerne ne jute Vier-
telstunde. „Mensch“, sag' id nu
„Menschenstind, Ede, wie siehste bloß
aus. Du hast ja 'nen trummen Rücken
wie son hochherrschafflicher Diener un
Dein Deeg der wackelt uff det Hälse-
ten wie 'ne ausseleierte Kaffeemühle.
Mensch, was is mit Dir los?“

Un da fängt nu Ede an zu wenen,
det id gleich mittheilen mußte un er
erzählt mich von sein trauen Glend,
aber nich etwa det's er von Delirium
flemens behaft ist, nee, bloß det ihm
det Kobajra, die er nicht schick, sämtliche
Knochen jetermische un det er sich so
vorkäme, wie'n Stide Hadesfleisch. Der
Verseich packt nu nich recht, denn von
Fleisch war bei mein Freund Ede nich
mehr velle zu sehn. Nu miffen Se wis-
sen, id habe mir immer mächtig for de
Doktoere jeintrestirt, also sage id zu
Ede: „Wachte mal, bade mal mit
Luft!“ „Quatsch!“ Id sage, det is
teen Quatsch, lasse mir 'n Markstück
von Ede geben un foote Luft. „Eun
bringe id ihn zu Mutterken ruf in seine
Wohnung, Mutterken war trabe in de
Halle, intoosen, un id helfe Ede aus-
ziehen. Nu lechte id ihn uff! Sofa und
reich seine Knochen mit Luft. Er fachte
bloß, det's ihm sehr jut dhäte, beson-
ders der schene frische Luftjeruch.
Uf einmal reißt Mutterken de Biere uf
un schreit: „Wat is'n det for'n fercher-
licher Jektant in de Wohnung, et stinkt
ja wie janz jeeveinlicher Fudel!“ Fudel
war' doch aber nich, et war doch
Luft. Nu reißt mir Mutterken, die
Waid wie 'ne Furze, de Luft aus de
Hand, riecht dran un brüllt: „Det is ja
Schnaps, det is ja Jetterminze!“ „Nu
ja,“ sage id, det is Luft, id habe jrabe
Jhr'n Mann mit Luft.“ Der war nu
von ten ungewohnten schen Luftjeruch
injedrusseft un schmarchte uff! Sofa.
Wat nu Mutterken war, wurde höllisch
wielend, packte mir, um mir an de Luft
zu legen, aber ercht wollte id de Luft
mitnehmen, davor habe id doch immer
Verwendung, nu da jof se de schene
Arznei raus zu' Fenster uf'n Hof.
Wenn nu da jrabe Jemand unten
stand!

Richter: Nun hören Sie aber auf!
Nach der durchaus glaubwürdigen
Ausfrage der Frau S. hat ihr der An-
acklage, empört darüber, daß sie den
Schnaps fortgegeben hatte, mit der
Faust in's Gesicht geschlagen, sodah sie
zwei Zähne eingestößt hat.

Der Anacklage wird zu zwei Mo-
naten Gefängniß verurtheilt.

Angell.: Is denn det menschenmög-
lich? Haben Se denn noch nie wat je-
hört von det netze Heilverfahren, „Bade
mit Luft“?

Nach Beendigung des Krieges in
Südafrika gedenkt das englische Kö-
nigspaar nach Indien zu gehen, um
unter großer Wopmenthaltung da-
selbst sich mit der kaiserlichen Krone
schmücken zu lassen. Wenn die Maje-
stätten damit warten müssen, bis das
tapfere Bürenvolk wirklich unterjocht
ist, werden sie die Freude am Ende gar
nicht mehr erleben.

Dem Schahamiz = Sekretär machen
die Ueberdusche Sorgen. Wie oft
beim Leben dieser Nachricht wohl der
Auf: „Dem Manne könnte geholfen
werden“ gefallen ist?